

Eine Odyssee der letzten Kriegswochen:

Erzählt von Karl-Heinz Henschel

30. März 1945. Ich stand mit 5 Kameraden, drei aus Berlin, je einer aus Frankfurt (Oder) bzw. Alt Döbern, auf einem Bahnsteig in Tschechien (damals Protektorat Böhmen und Mähren).

Vor wenigen Stunden hatten wir aus dem Radio erfahren, dass die Festung Küstrin, meine Heimatstadt, gefallen war und die Rote Armee den Angriff auf Berlin vorbereitete. Diese Nachricht beunruhigte uns natürlich unwahrscheinlich. Aus Not, unser Transport stand seit einigen Tagen still, die Vorräte wurden knapp, und purer Verblendung überkam uns plötzlich ein tollkühner Plan: "Wir hauen ab und verteidigen Berlin!"

Dabei war es zu dieser Zeit überhaupt schon schwer überhaupt in die Hauptstadt zu kommen. Wenn wir als quasi „Desertierte Soldaten“ von der Feldgendarmarie aufgegriffen werden würden, ohne Marschbefehl, würde uns eine standrechtliche Erschießung drohen. Da war es egal, ob wir uns selbst als Verweigerer oder Verteidiger betrachteten. Doch versuchen mussten wir es-was für ein Wahnsinn.

Für die folgende Nacht ließen wir uns zur Wache einteilen und wollten die Stellung als unbeaufsichtigte Aufseher zum Türmen nutzen. Eine dünne Ausrede sollte uns dann den Weg nach Berlin bahnen. Man erwartete uns dort im Reichsführungshauptamt. Unser Kommandoleiter, welcher den Marschbefehl hat, sei verschwunden, wir hätten ihn seit Stunden nicht gesehen. Das war unser Entschluss und jeder sollte nur so aussagen. Wir zogen auf den Bahnhof Erkundigungen zu den Fahrzeiten ein und erfuhren, dass um 23:15 Uhr ein Zug nach Prag ginge. Das war es! In unsere Waggons, die etwa 300m vom Bahnhof entfernt standen, packten wir seelenruhig unser Gepäck, verließen sie unauffällig um 22:45 Uhr und versteckten uns auf dem Bahnhof. Wenn jetzt nur nichts Unvorhersehbares passieren würde dachten wir. Was ist, wenn wir zu laut sind? Oder beobachtet werden? Alarm geschlagen wird? Es gelang uns aber gut verborgen den Zug abzuwarten und im letzten Moment auf den letzten Waggon zu springen. Tramps im Zweiten Weltkrieg auf dem Weg nach Prag nannten wir uns. Gegen morgen, die Sonne hatte sich schon in den Himmel geschoben, traf der Zug auf einem Nebenbahnhof in Prag ein. Um keine Zeit zu verlieren, galt es sofort einen Fernzug nach Berlin zu erwischen- wir müssten nur rechtzeitig zum Hauptbahnhof gelangen. Mit großen Schritten überwandern wir die die Treppe zum Bahnsteig. Doch abrupt stoppten wir beim Anblick mehrerer „Kettenhunde“- die Feldgendarmarie, die jeden Durchgang versperrt hielten. Unauffällig aber in Angstschweiß gebadet machten wir kehrt und suchten einen anderen Zugang zum Zug in die bedrohte Hauptstadt. Ein schmaler Feldweg führte uns von außen heran. Zu unserem großen Glück befand sich in diesem Moment ein abfahrereiter „Fronturlauber“-ein Zug nach Berlin-auf dem Gleis. Ohne viele Sperenzchen bestiegen wir einen Wagen direkt hinter der Lok und machten es uns auf der Plattform gemütlich. Die Luft beruhigte unsere immer noch ängstlichen Gemüter. Nach kurzer Zeit setzte sich der Zug in Bewegung. Stunden vergingen. Nun konnte uns nichts mehr stoppen. Halt! Was ist los? Mitten auf offener Strecke hält der Zug plötzlich an. Neugierige bis verängstigte Fahrgäste schauen gen Himmel. Auch wir spähen vorsichtig, um nicht entdeckt zu werden, in die Wolken. Englische Jagdbomber!

Fallen nun Bomben auf unsere Köpfe? Doch glücklicherweise ziehen die vorbei, ohne den Zug anzugreifen. Auch diese Gefahr wäre gebannt. Die Fahrt ging entspannt weiter. Doch schon drohte neues Unglück. Ein Blick den Gang entlangpräsentierte uns die Gefahr. Die Kettenhunde gingen Abteil für Abteil durch. Suchen sie uns etwa schon? Alle Landser müssen ihre Papiere vorweisen. Uns rutscht das Herz in die Hosen. Sorgenvoll schaue ich meine Gefährten an. Kommen wir mit unserer Geschichte durch? Ein älterer Feldwebel der Luftwaffe nähert sich uns. Gleich wird sie erklingen, die unvermeidbare Forderung: „Papiere!“ Doch die Frage lautete: „Zigarette?“ Wir starren ihn an. Er guckt ebenfalls ungläubig und versucht es nochmal. „Hey Jungs, alles klar? Wollte bloß wissen, ob mir nicht einer von euch ne Zigarette ausgeben kann?“ In diesem Moment hätten wir ihm gern eine ganze Schachtel gegeben, doch hatten wir weder etwas zu rauchen, noch zu essen und zu trinken dabei. Er blieb trotzdem stehen, unterhielt sich mit uns und führte unter anderem an, wie viele Fahnenflüchtige jeden Tag in diesen Zug gefasst werden. Interessiert hören wir zu, bemüht ein ehrlich empörtes Gesicht zu machen über solche Unverschämtheiten, um bloß nicht aufzufallen. Der Feldwebel schien überzeugt von unserer Mimik und verließ mit einem knappen „Schönen Tach noch Jungs“ die Plattform. Wir bekamen wieder einen normalen Blutdruck und trockneten unsere schweißgetränkten Hemden. Der Zug fuhr ungerührt weiter. Nach einigen Stunden voller Anspannung erreichten wir Dresden. „Alles aussteigen! Der Zug endet hier!“ Die Stadt war an diesem Tag zur Festung erklärt worden. Da erschien es nicht ungewöhnlich, dass uns schon kurz nach Verlassen des Zuges eine Feldgendarmeriestreife mit lautem „Stehenbleiben“ Gebrüll aufhalten wollte. Irgendwie waren wir diese Situation ja gewöhnt und machten uns einfach schnell vom Acker- mit vollen Hosen. Die Bahnhofstreppe runter, den nächsten Bahnsteig hoch. Die Feldgendarmen hinter uns her und wir hatten das zweite Mal großes Glück. Ein in diesem Moment langsam anfahrender Zug rettete uns wahrscheinlich das Leben. Die „Kettenhunde“ konnten uns nur noch hinterher gucken. Unsere Route war natürlich unbekannt. Wir hätten ebenso gut wieder in Tschechien landen können, erblickten aber das Kamenzer Ortsschild am nächsten Bahnhof. Auch gut. Wir steigen aus, weil wir dann über Cottbus weiter nach Berlin fahren wollten. Doch das Schicksal ließ uns keine Pause. Diesmal hatten wir keine Chance zu entkommen, die Feldgendarmerie, die uns unweit des Gleises aufgriff, musste unser Märchen glauben. Außer Stande selbst zu entscheiden, was sie mit uns machen sollten, führten sie uns zur Bahnhofskommandantur ab. Der Bahnhofskommandant, ein älterer Hauptmann der Luftwaffe, hörte sich unsere Version an, schenkte ihr Glauben (Gott sei Dank!) und stellte uns auch noch einen Freifahrtschein aus: „Ich schreibe euch jetzt den Marschbefehl nach Berlin aus. Aber ihr müsst in Cottbus von der Bahnhofskommandantur die Genehmigung bekommen, dass ihr nach Berlin rein dürft.“ Er schien ein guter Mensch zu sein, denn er gab uns etwas zu essen und zu trinken, das erste Mal an diesem Tag. Nun waren wir durch die Aushändigung der Marschpapiere erst einmal gerettet. Wir stiegen in den nächsten Zug nach Cottbus. In Alt Döbern, dem Heimatort eines meiner Kammeraden, machten wir Zwischenstation und ließen es uns einen Abend lang gut gehen. Eine kleine Feier am Rande des Untergangs.

Der nächste Tag. Weiterreise nach Cottbus. Neues Herzklopfen. Würde man uns eine Einreisegenehmigung für Berlin aushändigen? Oder uns festhalten, einkerkern oder schlimmeres? Einer musste sich opfern und die Kommandantur betreten. Unser Gepäck verstauten wir in einer kleinen Gasse, um fluchtbereit zu sein. Würde er das Gebäude mit „Begleitung“ wieder verlassen, könnten wir ihm nicht mehr helfen. Glücklicherweise wurde unsere Loyalität nicht ausgereizt. Mit dem Marschbefehl winkend stürmte unser Kamerad auf uns zu. Der Weg nach Berlin war frei. Um 20 Uhr erreichten wir wiederum mit der Bahn

die Hauptstadt. Die Berliner unter uns verschwanden sofort nach Hause und trennten sich somit von unserer Gruppe. Wir anderen drei fuhren zum Verschiebebahnhof Berlin Rummelsburg. Ich wusste, dass mein Vater dort war, nachdem Küstrin evakuiert wurde. Er musste ja seinen Dienst als Eisenbahner weiter verrichten. Wie durch einen Zufall bereitete sich mein Vater gerade auf die Schicht beginnend um 22 Uhr vor. Kein sonderlich schönes Wiedersehen in der Stadt im Krieg. Wir konnten aber wieder endlich etwas essen und in den Arbeiterbetten einige Stunden schlafen. Zu mehr war keine Zeit. Die „Pflicht“ rief uns ja. Am nächsten Morgen verabschiedeten wir uns und fuhren zum Reichsführungshauptamt. Dort empfing uns im Büro ein SS-Hauptscharführer. Unser schön zurecht gelegter Plan, die Erwartung wie Helden gefeiert zu werden, der unbedingte Wille zu unserem „väterlichen Einsatz“, das alles machte er innerhalb weniger Sekunden zunichte. Als wir ihm erklärten, dass wir Berlin verteidigen wollten, guckte er uns bloß an und erklärte uns für verrückt. Ich hatte fast das Gefühl er würde uns auslachen wollen, aber es war ja kein Spaß, dem wir ihm unterjubeln wollten, sondern tödlicher Ernst. „Ich schreibe euch jetzt einen Marschbefehl nach Grafenwöhr aus und ihr verschwindet so schnell wie möglich aus der Stadt. Der Russe ist schon bei Cottbus. Erst wenn ihr nicht mehr weiterkommt, kommt wieder zurück.“ Wir verließen das Büro und machten uns auf den Weg Richtung Cottbus. Der Hauptscharführer sollte Recht behalten. Am Bahnhof angekommen, erlebten wir einen Bombenangriff der Russen. Nur mit Mühe konnten wir uns in Sicherheit bringen. Doch wir mussten weiter. Kriegsalltag. Nach unserer Fahrt nach Kamenz ließen wir es in Alt Döbern wieder schön werden, bei unserer Interimsfeier. Als ob nichts passiert wäre. Am nächsten Morgen weckte uns Sirenengeheul und Panzeralarm. Der Vater unseres Kumpels sagte uns, dass wir uns bei einer örtlichen Polizeidienststelle melden müssten. Die Beamten quartieren uns in einer ehemaligen Schule ein. Unser Gepäck musste in dem Gebäude bleiben, ansonsten konnten wir uns frei bewegen. Ziellos schlenderten wir durch die Straßen. Was sollten wir nun machen? Plötzlich kommt eine aufgeregte Frau auf uns zu und fragt, ob jemand von uns Autofahren kann. Einer kann. Sie jammert und erklärte, dass sie mit dem Auto nach Berlin wolle und uns mitnehmen würde. Unsere Chance wieder in die Hauptstadt zu kommen. Sie beschrieb uns, wo das Fahrzeug steht, nahm den „Fahrer“ mit, während wir zwei das Gepäck holten. Wir gingen wieder zur Schule, wo die Polizei schon ihre Sachen zusammenpackte. Am Posten kamen wir vorbei in die obere Etage, ohne behelligt zu werden. Oben schnappten wir uns das Gepäck, warfen es aus dem Seitenfenster, gingen gemütlich am Posten vorbei die Treppe hinunter, um die Hausecke. Wir nahmen unser „Fallobst“ wieder an uns und trafen die Frau und unseren Kammeraden beim Auto. Oder was auch immer das sein sollte!? Ein Opel P4, ungefähr so groß wie ein Trabant, mit Fließheck und ohne Kofferraum. Im *Auto* saßen schon unser Kumpel, die Frau und hinten eine Oma mit zwei Kindern. An der Rückseite des Autos, in der Höhe des Nummernschildes, war ein Ersatzrad angebracht. An diesem war ein Handwagen angebunden. Der Zweite meiner Kumpel setzte sich vorn auf den linken Kotflügel. Ich stand hinten auf dem Nummernschild, das rechte Knie zwischen Ersatzrad und Auto geklemmt. Die Fahrt ging los. Die völlig überladene Karre schlug ständig mit den Achsen auf. Nun konnten wir ja wegen des Handwagens eben nicht schnell fahren und tuckerten am Vormittag ringsum 7 rum. Wir mussten umdisponieren, hielten an, banden den Handwagen ab, stopften ein Teil des Gepäcks irgendwie noch hinten in das Auto. Die Kinder mussten nun fortan darauf sitzen. Einen größeren Koffer banden wir, mit Stricken durch die Fenster, neben dem Ersatzrad auf dem Nummernschild fest. So hatte ich hinten einen sicheren, aber unbequemen Sitzplatz. Wir gelangten in ein Dorf ohne Panzersperre. Die Bevölkerung hielt uns auf und verlangte, dass wir die Siedlung mitverteidigen sollten. Ein Stabsfeldwebel sollte herbei geholt werden,

um uns zum Einsatz zu zwingen. Das war nun gar nicht unsere Absicht, diese komische Häuseransammlung mit unserem Leben zu verteidigen. Wir müssen schleunigst verschwinden. „Dreh mal ganz langsam um!“ flüstere ich zum Fahrer. Wir anderen beide stellen uns auf die Straße und sicherten das Auto mit unseren Seitengewehren vor den wütenden Dorfbewohnern. Die wagten es nicht sich uns weiter zu nähern. Ich weiß nicht, ob ich überhaupt geschossen hätte. Das Auto ist gewendet und die Flucht scheint zu klappen. Wir sprinten dem Auto hinterher und springen auf dieses „Gefährt“ auf, haben es geschafft. Nach nicht allzu langer Zeit erreichten wir eine Hauptstraße. Dort stand eine ganze Flak-Einheit der 10.SS-Panzerdivision, bestehend aus vier 88-Geschützen, vier 37-Selbstfahrlafetten und vier Zwei-Zentimeter Vierlingen. Wir sprachen den verantwortlichen Offizier, einen Untersturmführer der Waffen-SS, an „Können wir bei ihnen mitfahren?“- „Ja!“ Diese einfache Antwort verwunderte uns, aber so waren wir bestens vor der Feldgendarmerie geschützt. „Bleibt einfach immer in der Kolonne drin. Hier kann uns keiner anhalten.“ Wies ich unseren Fahrer an. Wir setzten uns in Bewegung. Dieser kleine Opel, umgeben von massigen Geschützen, ein sonderbares Bild.

In Finsterwalde verließen wir die Kolonne und versuchten alleine nach Berlin weiterzukommen. Doch wir hatten kein Glück. Die Feldgendarmerie erwartete uns- eigentlich stand sie ja sowieso da, doch es erschien mir, dass sie nur wegen uns dort postiert waren – an der nächsten Kreuzung. „Halt! Wo wollt ihr hin?“ Nun mussten wir kurz unsere Lage zusammenfassen, denn eigentlich taten wir nichts Illegales und das beruhigte ein wenig. Wir hatten einen Marschbefehl nach Grafenwöhr, dorthin sind wir nicht durchgekommen und nun mussten wir nach Berlin, zusammen mit dieser Frau, gemäß unserem Befehl. Wir wurden abgeführt zur Ortskommandantur. Erneute Befragung. Selbe Geschichte. Keine Freilassung. Dort waren schon mehrere Wehrmachtsangehörige „gesammelt“ worden. Das Schöne an diesem Schlamassel war, dass wir endlich was zu essen bekamen, denn von der Frau mit dem Auto hatten wir jeder für den ganzen Tag ein Ei bekommen. Auf dem Gelände der Kommandantur befand sich eine Gaststätte, außer Betrieb. Das gesamte Anwesen war von einer hohen Mauer umgeben. Im Hinterhof erstreckte sich ein großer Saal, der bis zu einer Höhe von 1,5 Meter mit Stroh gefüllt war. Dort konnten wir uns aufhalten und legten am Abend unsere müden Glieder schön ins Stroh eingewühlt in eine Ecke des Saales. In der Nacht plötzlich Panzeralarm. „Alles raus! Panzerjagdkommandos bilden!“ Überall sprangen die Soldaten aus ihren Ruhestätten. Es ging schnell, keiner wusste so richtig was los war. Doch ich befahl: „Liegenbleiben!“ Das hätte sonst sehr gefährlich werden können und wir wollten doch noch nach Berlin. Im Morgengrauen kamen die anderen „Bewohner“ zurück. Wir stellten uns ahnungslos und fragten, wo sie um Himmelswillen um diese Zeit herkämen!? Die Antwort war erwartungsgemäß: „Wir haben Panzerjagdkommandos gebildet. Habt ihr nichts gehört?“ – „Nö, kein bisschen. Müssen es verschlafen haben.“ So entschuldigt gingen wir munter zum Frühstück.

Ohne Gepäck war es uns abermals erlaubt, in die Stadt zu gehen. Das taten wir natürlich und trafen auf dem Marktplatz die Flak-Einheit vom Vortag. Unsere Chance aus dem dämlichen Lager zu entkommen. Keiner hatte was dagegen, wenn wir da zustoßen würden. Wir gingen zurück, frech am Posten vorbei in die Turnhalle, warfen unser Gepäck an die Seite des Geländes über die Mauer, verließen das Gelände freundlich lächelnd, bogen ab zum Gepäck und trafen am Marktplatz die Flak-Einheit. Finsterwalde war teilweise von der Bevölkerung verlassen. So konnten wir auch seelenruhig in einen Frisiersalon eintreten und uns gegenseitig die Haare schneiden. Plötzlich Alarm, Kamm und Schere mussten fallen gelassen werden, denn es hieß: „Alles aufsitzen!“ Die Kolonne setzte die Fahrt nach Berlin

fort. Die Hauptstraße war schon durch Panzersperren gesperrt und so schlängelte sich der Tross auf Nebenstraßen durch die Landschaft. Auf dem Weg räumten einige der Truppen noch ein Wehrmachtsverpflegungslager aus und verstaute die Kisten auf sämtlichen Fahrzeugen. Nach dem Verlassen von Finsterwalde konnten wir rechts von uns eine beängstigende Schlacht beobachten. Es knallte und rumste an allen Ecken. Warum wir nichts abbekommen haben, ist mir bis heute ein Rätsel. Wir fuhren auf den Feldern weiter Richtung Berlin. Zwischen der Hauptstraße und dem Acker, etwa 500m von der Straße entfernt, war eine leichte lang gezogene Bodenwelle. Dadurch konnten wir die Hauptstraße nicht einsehen, aber auch selbst nicht entdeckt werden. Nach einiger Zeit fuhr ein Krad-B der Kolonne in Richtung Straße, um der Situation gewahr zu werden. Eine gefährliche Entdeckung schickte allerdings den Krad-Fahrer wie ein Bumerang zurück, nachdem er, wie er meldete, beobachtet hatte, dass sich russische Panzer parallel zu uns auf der Straße bewegen würden. Wenn sie uns nur nicht entdecken! Gegen Mittag abermaliges vorsichtiges Nachschauen. Sie waren verschwunden. Außer Gefahr wurde wieder auf die Straße gelenkt. Im nächsten Ort stoppten wir. Die russischen Panzer ließen uns keine Ruhe. Es wurde Stellung bezogen. Eine der 37-Lafetten stand hinter einer Scheune, die andere mitten auf der Straße, die 88-Battreie fuhr weiter. Die Vierlinge standen im Dorf auf zwei Bauernhöfen, genau sich gegenüber, rechts und links der Straße. Mein Kumpel und ich bekamen jeder ein Karabiner und eine Panzerfaust und sollten in Richtung Finsterwalde auf einem Hügel Stellung gegen die Panzer beziehen und sie abfangen. Der Spieß saß auf dem Krad-B und befahl dem Fahrer die Anhöhe hochzufahren, um nach den russischen Maschinen Ausschau zu halten. Sie fuhren los und als sie auf der Bergkuppe waren, schälten sich auf der anderen Seite zwei russischen Panzerspähwagen mit aufgesessener Infanterie aus der Landschaft. Der Spieß machte mit dem Krad sofort kehrt – vor Aufregung heftig gestikulierend, brauste an uns vorbei, so dass uns die Waffen aus der Hand fielen. Die 37-Lafette, die auf der Straße stand, setzte sich ebenfalls augenblicklich in Bewegung und wir beide hängten uns hinten ran. Die Infanterie der Russen feuerte natürlich und nach einem kurzen Moment fiel mein Kumpel wie eine Puppe auf die Straße. Mir gelang es ganz und gar raufzuklettern und mich oben zu verstecken. Schießen konnte die 37er nicht, da die Ladefläche mit Verpflegungskisten vollgestellt war. Als wir an den Höfen vorbei kamen, dort wo die Vierlinge postiert waren, schrien wir Warnungen in den Wind: „Aufpassen! Es kommen russische Panzer-Späh. Schießen!“ Sie luden ihre Rohre durch. Die Panzer-Späh bemerkten unsere unfreiwillige Falle und stoppten sofort, einer drehte seinen Turm, die Flak im Zielkreuz. Unser Schütze reagierte schneller. Der Panzer russische Panzer-Späh ging in Flammen auf. Der Zweite versuchte sofort einen Gegenschuss zu landen. Die andere Flak schoss von hinten. Das Feuer stach in den Himmel. Dichter, beißender Rauch zog durch die Luft. Von den Russen konnte sich keiner retten. Mein Kamerad war tot. Ich gerettet, wegen nur weniger Zentimeter. Wir sammelten uns und unsere Kolonne fuhr nach Berlin weiter...

Sollten euch die Erlebnisse gefallen haben und möchtet ihr das ich weiter schreibe, denn die Erzählung geht ja noch weiter, dann bitte sendet mir eine mail an:

<http://www.gewerbehof-am-silbersee.de/kontakt.html>

J. Korus
